


Imprint



A photograph of a person in a red shirt holding a blue oar on a lake. The person is on the left side of the frame, and the oar extends across the middle. The lake is in the foreground, and a forested shoreline is visible in the background under a cloudy sky.

Save the world with this melody!

Bernadette La Hengst über **Musik und Politik**, glamourösen Pop-Feminismus, die **Veränderung der Welt** und das Recht auf sentimentalen Eskapismus.

Und wir... argumentier'n,
und wir... analysier'n,
doch wir... werden verlier'n,
wenn wir uns nicht organisier'n,
mobilisier'n,
analysier'n, formulier'n,
demonstrier'n,
mobilisier'n, reaktivier'n,
demonstrier'n,
organisier'n!

(Aus: »Die da oben machen ja doch, was wir wollen«)

Warum ich an gesellschaftliche Veränderung glaube und das in meiner Arbeit immer wieder thematisiere, lässt sich aus meiner Biographie erklären. Es gab in meinem Umfeld in dem ostwestfälischen Kur- und Badestädtchen Bad Salzuffen kaum Mädchen oder Frauen, an denen ich mich orientieren konnte. Es gab immer nur die Jungs, die mich herausforderten, die mich zum Träumen brachten, dass ich etwas anderes machen könnte als das, was man von mir erwartete. Ich war eine Abenteurerin und wollte bis zur Pubertät eher ein Junge sein. Also trampfte ich mit 15 zum ersten Mal nach Hannover und spielte dort mit meiner Gitarre auf der Straße. Ich weiß nicht, wie ich darauf kam, aber ich wollte auf eine Bühne, und die Bühne der Straße war die einzige, die es neben der Schultheatergruppe gab. In den Sommerferien trampfte ich oft alleine nach Frankreich oder in die Schweiz, auf der Suche nach Gleichgesinnten.

Und dann traf ich mit 17 die Jungs von Fast Weltweit, einem kleinen Kassettenlabel um das Studio von Frank Werner in Bad Salzuffen. Frank Spilker (Die Sterne) kannte ich von der Schultheatergruppe, er hatte schon Bands, als ich noch nicht mal daran dachte, Gitarre zu spielen. Dann gab es noch Andreas Henning aus Bielefeld von den Time Twisters, Achim Knorr und Michael Girke aus Herford und Bernd Begemann aus Bad Salzuffen, der zu der Zeit schon seine Band Die Antwort in Hamburg gegründet hatte. Jochen Distel-

meyer (später Blumfeld) aus Brake bei Bielefeld kam etwas später dazu.

Ich war das einzige Mädchen. Die Jungs schienen schon seit der Geburt Gitarre zu spielen, es war mir immer ein Rätsel, woher die das so gut konnten, und ob man das jemals lernen kann. Aber ich ließ mich nicht beirren und fing an, eigene Lieder zu schreiben. Meine ersten Versuche waren nicht wirklich gut und es waren auch keine politischen Lieder, aber es waren Versuche, etwas Eigenes zu erfinden und mich nicht mit Coverversionen von den Beatles zufriedenzugeben. Es ging mir eher um Selbstermächtigung, etwas zu tun, was mir keiner zugetraut hätte, noch nicht einmal ich selbst.

Und vielleicht ist das im Ansatz schon ein politischer Akt. Mein alter Freund, der politische bildhauende Künstler Volker März, hatte neulich eine Ausstellung mit dem Titel »Wem zum Teufel will ich eigentlich gefallen?«. Also, die Frage ist auch diese: Ist der erste Antrieb, Kunst zu machen, gefallen zu wollen, oder geht es um mehr? Oder kann sich die Motivation weiterentwickeln? Ich glaube, ich kann beides mit Ja beantworten.

Der beste Augenblick in deinem Leben ist nicht morgen, sondern grade eben!

Der beste Augenblick in deinem Leben ist gerade eben jetzt gewesen!

(Aus: »Der beste Augenblick«)

Es ging auch darum, eine eigene Struktur zu gründen, also in dem Falle ein kleines Label, mit Gleichgesinnten zu diskutieren, was ein guter Songtext ist, sich streiten, aneinander reiben, sich gegenseitig musikalisch zu unterstützen und solidarisch zueinanderzustehen.

Mein Song »Sie sind meine Freunde« von 1986 ist der Versuch, diese gegen den Rest der Welt zu verteidigen, vielleicht mein erstes politi-

sches Lied? Gegen die Leute aus der Schule, anders zu sein und eine Stärke daraus zu entwickeln. Und das hat nicht nur mit Mädchensein zu tun, sondern eher auch mit den achtziger Jahren, mit der Kleinstadtkontrolle, mit Helmut Kohl, mit Atomkraftwerken, mit Aufrüstung, mit der fehlenden Jugendbewegung, mit meinen Mitschülern, die in der Jungen Union waren, mit 18 einen Golf GTI geschenkt bekamen und Militärsportübungen im Wald machten, mit den Mädchen, deren einziger Traum darin bestand, als Au-pair-Mädchen nach Paris zu gehen. Dann gab es das Forum Enger, die Dorfdisco, die alle wichtigen (internationalen) Punk- und New-Wave-Bands auf dem Tourplan hatten.

Nicht, dass ich die Bands gekannt hätte, aber ich fühlte mich dort aufgehoben. Jeden Mittwoch und jeden Sonntag musste ich dorthin, um mit den Staubsaugertänzern abzuhalten. Das Gute an den achtziger Jahren war, dass es keine Einheitlichkeit gab, alle sahen anders aus, viele in Schwarz mit Doc-Martens-Springerstiefeln, manche in Trainingsjacken, und es gab englische Soldaten, die in der Nähe stationiert waren. Zu New Order, Soft Cell, Madonna und den

Buzzcocks wurde getanzt bis zum Morgengrauen. Die erste Schulstunde am nächsten Tag war eine Qual. Nur die Coolsten schafften das, die Kinder gingen samstags aus, aber wir machten aus einem Mittwochabend ein Wochenende und fühlten uns wie Großstädter.



Nach der Schule ging es zuerst nach Berlin, weil ich ein Fan von Ton Steine Scherben war und Berlin eine Insel, auf der man sich ganz neu erfinden konnte. Die Musik wurde immer wesentlicher, ich hörte viel Walkman und verschwand so in meiner eigenen Welt. Rio Reiser setzte sich bei mir fest mit seinen politischen Parolen, aber auch mit seiner hingebungsvollen Art, Liebeslieder zu singen und daraus auch immer ein eigenes Manifest zu machen. »Halt dich an deiner Liebe fest« klang wie ein Schlachtruf in meinen Ohren. Und »Der Traum ist aus« war das Echo aus einer anderen Zeit.

Eher aus der Jetztzeit kam »Ich steh auf Berlin« von Ideal, das mich magisch in die Mauerstadt zog. Außerdem gingen die meisten Jungs von Fast Weltweit nach Hamburg und ich wollte mir meine eigene Stadt erobern.

Nach eineinhalb Jahren Berlin, wo ich hauptsächlich in einer freien Gruppe Theater spielte und keinen Anschluss an die Musikszene fand, zog ich 1989 dann doch nach Hamburg und gründete zielstrebig eine Frauenband: Die Braut haut ins Auge.

*Ich will mich nicht entscheiden müssen
zwischen Scheiße und Scheiße.
Und wäre nur Platz für einen klaren
Gedanken,
würde er heißen:
Nieder mit den Kompromissen!
Und wollt ihr auch wissen wie:
Her mit der Utopie!*

(Aus: »Her mit der Utopie!«)

Ob wir da wirklich ein Teil der sogenannten Hamburger Schule waren ist fraglich, denn die Jungs waren sehr dominant und bestimmten die Regeln, wie politisch und diskursiv die Bands sein mussten, um dazuzugehören, und wir waren keine eindeutig politische Band. Als wir anfangen, gab es zeitgleich Anfang der neunziger Jahre die feministische Riot-Grrl-Bewegung in den USA, die fanden wir schon super, aber wir hatten auch andere musikalische Wurzeln als Punkrock. Wir waren große Fans der Liverbirds, der ersten Girlband der sechziger Jahre, die einige Jahre im Hamburger Star Club gespielt hatten und immer noch in der Stadt wohnten.

Wir sahen uns eher als Sixties-Beat-Girls, mit dem Hang zu sehnsüchtigen Popsongs. Es gab neben uns noch ein paar andere Musikerinnen in Hamburg, zum Beispiel Nixe

von den Mobyettes, die ich auch mitgegründet habe. Außerdem die gemischten Bands Huah (um Knarf Rellöm) oder die Fünf Freunde. Dann gab es Die Kastrierten Philosophen mit der einzigartigen Sängerin und Bassistin Katrin Achinger. Und später kamen immer mal wieder ein paar Musikerinnen dazu, unter anderem Elena Lange von Stella und TGV, und Ende der Neunziger hatte ich viel zu tun mit dem weiblichen DJ-Kollektiv Top 10. Es gibt noch immer viel zu wenige selbstbewusste und selbstbestimmte Musikerinnen, die ihre Musik selber produzieren. Es verändert sich nur etwas, wenn sich die Strukturen verändern. Und das müssen die Frauen zum Teil auch selber in die Hand nehmen, sich gegenseitig unterstützen, Netzwerke bilden, wie beispielsweise das Berliner Label Monika Enterprise der Musikerin Gudrun Gut oder das Label Springstoff der Rapperin Sookee, die fast ausschließlich weibliche Acts veröffentlicht. Die Berliner Lassie Singers, die uns stilistisch am ähnlichsten

waren, haben nach ihrer Auflösung 1998 das Label Flittchen Records gegründet und dort weibliche Musikerinnen veröffentlicht. Die Tour zu ihrer Compilation »Stolz und Vorurteil« habe ich 1999 organisiert. Als ich dann mit 50 anderen Hamburgerinnen das erste deutsche Ladyfest 2003 organisiert habe, war diese neue glamouröse popfeministische Bewegung für mich auf dem Höhepunkt. Zurzeit gibt es in Hamburg mehrere Frauenbands, beispielsweise die sensationellen Schnipo Schranke, die sich allerdings nicht als Feministinnen bezeichnen, beziehungsweise nicht in diese Schublade gesteckt werden wollen.

Das kann ich gut verstehen, denn mit Die Braut haut ins Auge wollten wir uns auch distanzieren von den altbackenen Feministinnen der achtziger Jahre. Wir wollten als Band ernstgenommen werden, und nicht in erster Linie als Frauen rezipiert werden.



Ich bin drüber weg

Ich bin die Schönheit und die Subversion,
Ich bin Erotik und die Reproduktion.
Ich bin der Sex als eine Maschine
und die Romantik im Getriebe.
Ich bin die Freiheit einer neuen Idee,
ich bin ein Teil von einer
Liebesarmee,
ich bin der Alltag in schillerndem
Grau
und die Erfüllung in jeder Frau.

Ich bin drüber weg,
Ich bin drüber
Ich bin weg!

Ich bin die Wut auf das System,
der Motor zur Lösung des Problems,
der Kompromiss und die Diplomatie
und das Museum meiner Biografie
Ich bin die Werbung für Weiblichkeit
und die Verkörperung von Zeit.
Das Urvertrauen und die Intuition
seit 800 000 Jahren schon.

Ich bin drüber weg,
Ich bin drüber
Ich bin weg!

Ich hab das ganze All bewohnt,
den Mars, die Venus und den Mond.
ich hab die Sonne angestrahlt
und ich werde immer noch schlecht
bezahlt.

Ich hab alle Krisen überlebt,
jeden Kummer, jeden Kitsch und
jeden Krieg
und jede versuchte Emanzipation,
darüber kann ich lachen, ja, das
hatte ich schon.

Ich bin am Ende mit meiner Geduld,
denn von Anfang an war ich an
allem schuld,
an der sexuellen Rebellion
und am Untergang der Zivilisation.

Ich bin drüber weg,
Ich bin drüber
Ich bin weg!

*Gerichtsvollzieher sind gekommen
und haben alles mitgenommen
wie Diebe, doch jetzt bin ich aufgewacht.*

*Ich bin frei und unvoreingenommen
gib mir bedingungsloses Grundeinkommen*

in Liebe heute Nacht.

*Komm, komm Grundeinkommen
Komm, komm bedingungsloses.*

(Aus: »Grundeinkommen Liebe«)

Die meisten Musiker und Musikerinnen leben am Existenzminimum. Ich produziere den Großteil meiner Musik selber zu Hause, aber dennoch möchte ich ab und zu in ein Studio gehen, und das kostet Geld, das weder das Label noch ich haben. Unter anderem, damit ich nicht immer meine Freunde und Freundinnen umsonst für mich arbeiten lasse, habe ich mein jüngstes Album durch Crowdfunding kofinanziert. Das hat ganz gut geklappt, nur leider ist das ganze Selbstvermarkten

so zeitaufwendig, dass man gar nicht mehr zum Wesentlichen kommt. Und letztlich ist es auch ein neoliberaleres Statement, das den Staat aus der Verantwortung entlässt, Kunst und/oder soziale Projekte zu finanzieren. Allerdings ist staatliche Subventionierung von Popmusikerinnen und -musikern für mich auch fragwürdig.

Ich glaube eher an Strukturförderung wie Club- oder Labelförderung, wodurch auch den einzelnen Künstlern und Künstlerinnen geholfen wird. Letztlich wäre die entscheidende Verbesserung für alle die Einführung eines bedingungslosen Grund-

einkommens, wodurch Arbeit und Einkommen voneinander entkoppelt werden und der Wert von unbezahlter und künstlerischer Arbeit in der Gesellschaft im besten Falle steigt. Solange es das bedingungslose Grundeinkommen noch nicht gibt, will ich mich durch die Existenzangst nicht dauernd beschränken oder an dem Wert meiner Kunst zweifeln müssen. Das ist zermürbend und wenig konstruktiv.

Deshalb suche ich mir immer wieder neue Projekte, zum größten Teil an Theatern, aber auch Kunstprojekte im öffentlichen Raum oder Hörspiele fürs Radio. Schwer zu sa-

gen, wohin die Reise geht, schlimm wird es, wenn sich die Künstler und Künstlerinnen so vereinzeln, weil jeder nur ums Überleben kämpft und keine Kapazitäten hat, in größeren Dimensionen zu denken und zu handeln.

Eine Zeit lang habe ich viele Konzerte gespielt, um davon zu leben, so konnte ich unbezahlte politische und kollektive Kunstprojekte machen. Mittlerweile mache ich politische Theaterprojekte und kann mir dadurch leisten, mit einer Schlagzeugin auf Tour zu gehen. Die Theaterproduktionen sind sehr inspirierend, weil man mehrere Monate, manch-

mal ein Jahr lang, an einem bestimmten Thema arbeiten und recherchieren kann und mit unterschiedlichsten Menschen zu tun hat, dafür dann auch noch bezahlt wird.

Meistens arbeite ich mit nicht-professionellen Performern und Performerinnen aus verschiedenen marginalisierten gesellschaftlichen Gruppen zusammen und gebe ihnen auf der Bühne eine künstlerische Plattform, auf der sie sichtbar werden. In meinem jüngsten Theaterprojekt »Mehrheitsgesellschaft« im Theater Freiburg waren das Senioren ab 65 und eine Gruppe von jungen Geflüchteten, den Bordercrossers. So ergeben Kunst und Leben für mich einen Sinn. Ich werde gebraucht, die Darsteller und Darstellerinnen werden gebraucht, ich kann etwas verändern, ich kann so viele Songs schreiben, wie ich will, und am Ende sind alle glücklich (im besten Fall), gehen nach Hause mit einem Sack voller Melodien und werden trotz ihrer absoluten Minderheit auf der Weltbühne zur Mehrheitsgesellschaft.

Gleichzeitig fühle ich mich nach zwölf Jahren Theaterprojekten etwas eingeeengt in meiner Freiheit, einfach so Songs zu schreiben, die nicht zielorientiert für ein Theaterstück konzipiert sind. Die Beiläufigkeit von Popsongs ist ja auch etwas sehr Reizvolles, nichts für die Ewigkeit schreiben zu wollen, nur das Gefühl eines Augenblicks festzuhalten, doch damit trotzdem die Irritationen, Sehnsüchte und die Komplexität der Welt zu beschreiben. Ich glaube, dass Kunst, und vor allem Musik, mehr sein können als eine Zuflucht, auch wenn das in der momentanen Welt schon sehr viel ist. Musik kann Türen öffnen, »Save the world with this melody« ist ein etwas selbstironisches, größenwahnsinniges Unterfangen, aber schon auch ein ernstgemeinter Versuch.

*Say good bye to lethargy,
Save the world with this melody!*

(Aus: »Save the world with this melody«)

Wenn ich nur daran denke, wie meine Songs für etwas anderes instrumentalisiert werden könnten, dann werde ich unfrei im Schreibprozess. Ich glaube immer erst mal an das Gute und daran, verstanden zu werden. Das Schöne an guten Popsongs ist ja, dass sie immer mehrschichtig sind, und ich glaube, ein Song muss

Her mit der Utopie

Was hilft uns das, alles zu verstehen, dass man sich verkaufen muss, um zu überleben?

Es gibt 14 Arten, den Regen zu beschreiben,

wir müssen uns auf einen gemeinsamen Nenner einigen.

Hat hier jemand gesagt, er hat Glück zu verkaufen?

Ich hab kein Geld, wollen wir tauschen?

Willst du lieber meinen Hunger oder meinen Durst?

Was brauchen wir?

Liebe!

Geld!

Was fehlt uns am meisten?

Love!

Mehr Geld!

Und was ist es, was uns am Leben hält?

L'amour!

Was zu fressen!

Wie schaffen wir es immer wieder aufzustehen?

Amore! Amore!

Weil wir täglich zur Arbeit müssen!

Ich spreche für euch alle:

Entrechteten und Kinder,

Behinderten,

Schwangeren, Schwulen,

Schwarzen, Lesben,

Frauen und Juden,
Araber, Amerikaner und Deutsche,

Kurden, Tibetaner,

Unberührbaren, Mexikaner,

Afrikaner und Heimatlosen,

Waisenkinder,

Kindersoldaten und

Kriegsversehrten,

Vergewaltigten und Rachelüstigen,

weißen Mitteleuropäer,

Kontinuumlosen,

Beraubten, Geschlagenen,

Katitalismusgläubigen,

Neoliberalen,

Motivationsarmen, Depressiven,

Bürgerlichen, Konservativen und

Christen, religiös Wahnsinnigen,

Richtungslosen, Ziellosen,

Drogenabhängigen,

Sterbenskranken,

Kulturgeschockten und vom Leben

Gerockten.

Ich will mich nicht entscheiden

müssen

zwischen Scheiße und Scheiße.

Und wäre nur Platz für einen klaren

Gedanken,

würde er heißen:

Nieder mit den Kompromissen!

Und wollt ihr auch wissen wie:

Her mit der Utopie!

aushalten, dass man ihn zweckentfremdet. Dadurch, dass Leute sich dann wiederum zu dem Song positionieren müssen, wird der Song wieder politisiert, und so soll es ja sein – Auseinandersetzung mit der Welt und kein sentimentaler Eskapismus.

Obwohl ich an der Stelle sagen muss: Es gibt auch ein Recht auf sentimentalen Eskapismus in Popsongs. Heute steht ja viel mehr zur Auswahl, deshalb gibt es nicht mehr die eine oder die zwei Bands, auf die sich alle einigen können. Aber man kann sich schon entscheiden zwischen der Antilopen Gang und, sagen wir, Cro. Und Techno beziehungsweise elektronische Musik, die letzte große musikalische Welle, hat ja auch ohne Texte mit einem politischen Anspruch angefangen. Jeder kann ein Star sein. Jeder kann Musik machen, auch ohne musikalische Ausbildung, die Weiterführung der Do-it-yourself-Attitüde von Punkrock und die Love Parade als Fortsetzung der sexuellen Befreiung der Hippie-Generation. Für mich kam Anfang der Nullerjahre ein Neuanfang, weil plötzlich elektronische Musik mit Inhalten zusammengebracht wurde, Tanzbarkeit und politische Message. Wie bei Le Tigre, Peaches oder Chicks on Speed.

Meine Band Die Braut haut ins Auge hatte sich 2000 aufgelöst und ich habe angefangen, mit dem Sampler Beats zu bauen, mich alleine auf die Bühne zu stellen und (nicht nur) politische Inhalte tanzend in Popsongs zu transformieren.

Es ist ja immer auch die Frage, wer die Musik macht, die Frage von Identität spielt in der Popmusik eine große Rolle, und wenn man damit spielt, ist man schon mal eine politisch aufregendere Künstlerin, als wenn man bei den zugeschriebenen Identitäten bleibt wie männlich/weiblich, deutsch/migrantisch, Mensch/Alien. Für mich ist das Zugängliche an meiner Musik ja auch Konzept. Ich will gar nicht die ganze Zeit abschimpfen über den Scheiß, der uns umgibt, das können andere machen, ich bin besser darin, utopische Ideen in schöne Melodien zu verpacken.

Und wenn die Leute dann erst beim zweiten Hören mitkriegen, dass es sich hier nicht nur um einen Lovesong handelt, sondern das Bleiberecht oder das bedingungslose Grundeinkommen verhandelt wird, dann habe ich mit dem trojanischen La Hengst the House gerockt.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags. Die Orthographie und Schreibweisen wurden behutsam angepasst.

Ernest Kaltenegger, Leo Kühberger, Samuel Stuhlpfarrer (Hg.): Alle Verhältnisse umzuwerfen. Mandelbaum-Verlag, Wien 2016, 272 Seiten 19,90 Euro

Der »dschungel« gehört zur Wochenzeitung Jungle World.

Herausgegeben von Doris Akrap, Klaus Behnken, Bernd Beier, Ivo Bozic, Jesse-Björn Buckler, Tilman Clauß, Katja Diefenbach, Andreas Dietl, Irene Eiding, Holm Friebe, Andreas Hartmann, Holger Hegmanns, Holger Hinterseher, Julia Hoffmann, Stefanie Kron, Anton Landgraf, Federica Matteoni, Ferdinand Muggenthaler, Christine Pfeifer, Georg Ramsperger, Tobias Rapp, Joachim Rohloff, Stefan Rudnick, Eva Schmid, Heiko von Schrenk, Jörn Schulz, Tim Seidel, Maik Söhler, Regina Stötzel, Markus Ströhlein, Isabel Teusch, Nicole Tomasek, Udo Tremmel, Wolf-Dieter Vogel, Elke Wittich, Deniz Yücel und anderen.

Redaktion CvD Bernd Beier (Vi.S.d.P.) (030) 747 86 26 50 **Feuilleton** Heike Runge (verantwortw.), Oliver Koch (030) 747 86 26 65 **Sport** Elke Wittich (030) 747 86 26 50 **Layout** Sam Tyson, Georg Ramsperger, Eva Schmid (030) 747 86 26 75

Homepage <http://jungle-world.com>
E-Mail [ressortname]@jungle-world.com

Jungle World erscheint in der Jungle World Verlags GmbH.
Postfach 61 31 10, 10942 Berlin
Hausanschrift: Gneisenastr. 33, 10 961 Berlin

Geschäftsführung Irene Eiding, Christine Pfeifer, Stefan Rudnick (030) 747 86 26 45

Anzeigen Irene Eiding, Christine Pfeifer (030) 747 86 26 45

Druck A. Beig Druckerei und Verlag GmbH & Co. KG